Zum Gespräch über Karl Barth

Karl Barth wird immer eine umstrittene Persönlichkeit bleiben, weil er zu den wirklich Großen unserer Zeit gehört. Das feststellen bedeutet nicht, seine Gedanken kritiklos übernehmen. Aber es heißt, daß selbst dort, wo man ihn frontal angreifen zu müssen meint, doch etwas von *Ehrfurcht vor einer wahrhaft großen Leistung* spürbar werden muß, wie das in dem schönen Satz Karl Jaspers der Fall ist, der bekennt, daß er immer aufatme, wenn er Karl Barth lese: „denn da spricht doch etwas, etwas mir Fremdes, dessen Glauben ich nicht teile, aber es spricht“. Gerade wer seine Theologie nie ohne Kritik übernommen hat — der Schreibende ist erst in seinem letzten Semester Karl Barth begegnet und verdankt seine eigentliche theologische Schulung Rudolf Bultmann —, dürfte es als einfache Anstandspflicht ansehen, heute rein sachlich festzustellen und wieder in Erinnerung zu rufen, was Karl Barth für unsere ganze Entwicklung bedeutet hat. Er ist für eine ganze Generation von Theologen, mindestens in Europa, *bestimmend* geworden. Er hat uns wie kaum ein anderer die Freude geschenkt, mit ganzem Ernst und zugleich mit einem weitherzigen Humor das Evangelium als die Anrede Gottes selbst zu verstehen und nicht nur als eine Weltanschauung unter vielen.

Aber nun wird ja nach den *politischen Konsequenzen* seines Wirkens gefragt. Es sei von vornherein festgehalten, daß ich persönlich die *Stellung zum Kommunismus* auch gerne klarer, eindeutiger gesehen hätte, als es manchmal bei Karl Barth zu lesen war. Es ist aber nicht richtig, daß man eine solche eindeutige Ablehnung bei ihm überhaupt nicht hören konnte. Er schreibt schon 1948: „Wer eine politische Absage an dessen (des Kommunismus) System und Methoden auch von mir haben will, kann sie sofort haben. Aber eben: billig zu geben, billig zu haben! Wen kostet es denn auch nur das Geringste, ... zu diesem Augustfeuer nun eben auch noch ein Scheit beizutragen.“ Und er schreibt 1950: „Und nun ist das heutige Rußland bestimmt nicht die Friedensmacht, als die es sich ausgibt... Sicher ist, daß Rußland sofort nach Kriegsschluß seinerseits eine drohende Haltung einzunehmen begonnen hat.“ Es ist zuerst zu einer Blockbildung und zu wunderlichen Abgrenzungen geschritten. Die Unruhe im Blick auf einen weiteren Krieg ging von seinen Verhaltensweisen aus: nicht zuletzt von dem immer aggressiven Charakter seiner Propaganda... Es fällt mir erst recht nicht ein, es nicht gutzuheißen, wenn die Schweiz ihre bescheidenen Abwehrmittel auf diese Perspektive hin aufs Neue instandsetzt und in Ordnung bringt.“ Und nicht weniger eindeutig hat Martin Niemöller 1952 erklärt: „Zwischen Ost und West bestehen Unterschiede, die in der Tat riesig sind. Im Westen genießen wir Freiheit und Sicherheit. Doch wie können wir beim Osten von Freiheit und Sicherheit sprechen, wo doch Zwang und Angst herrschen?“

Karl Barth selbst hat immer wieder erklärt, warum er im Ton anders gegen den Kommunismus spreche als damals in Deutschland gegen den Nationalsozialismus. Das deutsche Volk stand damals in größter Gefahr, diesem zu verfallen; das Schweizervolk ist bis auf verschwindend kleine Außengruppen in der Ablehnung des östlichen Kommunismus einig. Soll der *Dienst der Kirche* darin bestehen, auch noch zu sagen, was andere in einer Klarheit, für die sie nur von Herzen dankbar sein kann, schon deutlich genug sagen? Sie müßte es ja notwendigerweise mit weniger politischer Erfahrung und Einsicht sagen, als es der eigentliche Politiker tun kann. Nun, es ließe sich auch darüber reden. Man könnte sich fragen, ob das nicht ein allzu optimistisches Bild unserer Situation sei und ob man nicht mindestens für spätere Zeiten vorbauen müßte. Man könnte sich fragen, ob es nicht sinnvoll sei, wenn diejenigen, die schwere politische Verantwortung tragen, auch von den Gliedern der Kirche immer wieder hören dürften, daß sie als Bürger unseres Landes froh und dankbar seien für ein Leben in der Freiheit der Demokratie. Man könnte sich endlich auch fragen, ob wir nicht mit jedem Wort, das wir hier sagen, zugleich über die Grenzen hinüber in andere Verhältnisse hineinreden. Das alles würde ich auch zu bedenken geben. Dennoch könnte ich das Argument Barths nicht für unrichtig ansehen. Die Situation in Basel und Zürich 1953 ist eine andere als die in Bonn vor zwanzig Jahren, wo es wirklich etwas kostete, das Nein zu sagen, das die ändern nicht mehr sagten.

Der Kreis um Martin Niemöller (oder er selbst?) hat einmal das Bild vom *Samariterdienst der Kirche* zwischen den Fronten geprägt. Gefährlich wäre dies, wenn es besagen wollte, daß die Kirche sich desinteressierte an den Fragen, um die da gekämpft wird. Aber das besagt es ja gar nicht. Samariterdienst tut man ja als Angehöriger dieser oder jener Armee. Aber man tut ihn so, daß man den vor-

land noch etwa zwei Jahre weiter mit dem Osten an den Verhandlungstisch gesessen wäre. Auch wenn man von vornherein gewußt hätte, daß nichts dabei herauskomme, hätte das für sie im Osten eine Frist bedeutet, in der der Druck noch nicht tödlich gewesen wäre und in der die innere Festigkeit hätte wachsen können. Nun, man kann der Meinung sein, daß solche Versuche illusionär seien, daß das damit zu Erreichende aufgehoben würde durch ihre Gefährlichkeit, und daß man darum um des Ganzen willen den einzelnen Menschen nicht mehr ansehen dürfe. Aber jedenfalls sollte man nicht erklären, dies sei Quietismus, der gleichgültig zusehe, wohin die Welt treibe, und dem es nichts ausmache, wenn aus Europa eine Wüste würde.

Sollte das ausgerechnet bei Karl Barth der Fall sein? Ich kenne kaum einen Menschen, der mit solcher Intensität wie er in den schwierigsten Jahren um 1940 herum laut und vernehmlich in unzähligen Vorträgen vor der politischen Gefahr gewarnt und den *schweizerischen Widerstand gestärkt* hat. So laut und vernehmlich, daß der englische König immerhin meinte, ihn um dieser seiner politischen Tätigkeit willen mit einem Orden auszeichnen zu sollen. Ich kenne eine ganze Reihe von Theologen, die gerade bei ihm gelernt haben, daß der Christ auch seine Verantwortung als Staatsbürger ganz ernst zu nehmen hat. Sollte sich das mit einem Schlag geändert haben?

Aber es ist ja so, daß gerade Barth und Niemöller ihre politische Aktivität vorgeworfen wird. Wiederum kenne ich kaum jemanden, der so intensiv

wie Niemöller betont, daß Gott Mensch geworden ist, und daß er darum immer nur im Menschen, im Bruder, im Nächsten gefunden werden kann. Von daher kämpft er — nun freilich gegen die Mehrzahl der deutschen Kirchenpolitiker — für eine Kirche, die nicht von den Bischöfen her, sondern von unten, *von der Gemeinde her*, gebaut wird, wie es schweizerisch-reformiertem Prinzip entspricht. Von daher lehnt er den Bischofstitel für sich selbst ab. Und ruft denn nicht Karl Barth eben zu diesem „europäischen Sozialismus“ (der übrigens für ihn keineswegs zusammenfällt mit einem sozialdemokratischen Programm), weil er der Meinung ist, daß letztlich nur die *politische Verwirklichung sozialer Gerechtigkeit* wirksames Bollwerk gegen den Kommunismus ist? Man kann natürlich diese politische Konzeption für falsch ansehen; aber es müßte dann ein politisches Gespräch werden, wie es in unserer Demokratie immer wieder zwischen den Parteien geführt werden muß, in dem dem Partner nicht bestritten wird, daß auch er am Wohlergehen des Landes zu innerst beteiligt ist, auch wo er den Weg anders sieht als wir. Ein solches *sachliches Gespräch* sollte möglich sein; denn daß das Hauptgewicht weniger auf der Ablehnung des Falschen als auf dem Anruf zum Tun des Richtigen, zu positiver sozialer Arbeit im eigenen Land liegt, und daß der konkrete Mensch stärker im Blickfeld steht als politische Theorien, das scheint mir nicht unevangelisch und für ein gutes Gespräch mit dem Politiker, dem es doch ebenso um den konkreten Menschen geht, kein schlechtes Fundament zu sein.

Prof. Eduard Schweizer

Lokale Chronik

Kleiner Kommentar

Sozusagen hinter meinem eigenen Rücken bin ich eine Finanzmacht. Der Geldbriefträger bringt mir als Honorar für ein Feuilleton 13 Fr. 50 — die Zeitung, die solches sendet, sei diskret nicht genannt — und schüttelt mitleidig den Kopf, aber in meiner Post findet sich fast allmonatlich die Aufforderung, diese oder jene Anleihe zu zeichnen.

Es ist eine Bank, die sich nicht davon abbringen lassen will, in mir einen Kapitalisten zu sehen. Sie muß von meiner Mitwirkung große Dinge für den Kapitalmarkt erhoffen. Braucht Belgien eine Anleihe, so wendet man sich an mich; das Maggiawerk wird eines Tages seine Arbeiten einstellen müssen, wenn ich meine 13 Fr. 50 nicht dreiprozentig dafür herbeigebe, daß Wasser in Kraft verwandelt wird; kein Kanton, der nicht auf mich angewiesen wäre, kein europäisches Land, das nicht meine Hilfe brauchte; selbst in andere Kontinente ist die Nachricht gedrungen, daß man an meine Safetüre klopfen muß, wenn man Geld benötigt. War es Südafrika, das vor einiger Zeit jene Großbank an mich schreiben ließ? Oder war es der Kongostaat, dessen Uranproduktion sogar eine Verzinsung von vier Prozent erlaubt?

Ein seltsames Gefühl, Kapitalist zu sein — oder vielmehr wieder geworden zu sein, denn aus der Ferne längst vergangener Zeiten schimmert noch — hold wie das meiste Unmoralische — die Erinnerung an ein arbeitsloses Einkommen durch meine Träume. Man kann es sich nicht mehr leisten, den Handelsteil der Zeitung zu überspringen, nein, man muß die Wirtschaft jedes Kantons, die Politik jedes Staates verfolgen, besorgt den Kopf schütteln, wenn die Regierungen meine 13 Fr. 50 leichtfertig vergeuden, wohlgefällig schmunzeln, wenn der Staatshaushalt einen unerwarteten Ueberschuß ergibt — ein ziemlich seltenes Erlebnis im Dasein des Kapitalisten.

O Bank, die du dir gestattest, mir „mitfolgend“ und somit in mäßig gutem Deutsch einen Zeichnungsschein zu überreichen, laß ab von mir! Gerade die Tatsache, daß du nicht müde wirst, einen Schriftsteller, der auch im Telefonbuch als solcher hinreichend charakterisiert ist, für einen unwürdigen Kapitalisten zu halten, läßt mich lächeln. Du weckst, wie Dido bei Aeneas, in der Brust des einstigen Nutznießers eines arbeitslosen Einkommens der alten Wunde unennbar schmerzliches Gefühl. Wie gern würde ich jeden dieser Zeichnungsscheine ausfüllen, wie gern Holland, Belgien, dem Kongo und den Maggiawerken mit je einer halben Million unter die Arme greifen!

Aber in keinem Leitfaden der Nationalökonomie findet sich die Anweisung, wie man das mit Honoraren von 13 Fr. 50 anfangen soll.

N. O. Scarpi

Die Einweihungsfeier der Frauenfachschule

S. O. Fahngeschmückt erwartete das „Haus zum Kreuz“, der Neubau der Schweizerischen Frauenfachschule am Kreuzplatz, am Freitagnachmittag zur Einweihung seine Gäste, die im großen, luftigen Turnsaal sich versammelten. Dr. E. Zaugg, als Präsident der Aufsichtskommission der Frauenfachschule, begrüßte die Vertreter der städtischen und kantonalen Behörden, der Berufsschulen und Frauenverbände, die Architekten, die Bauleitung und die Schülerinnen des Arbeitslehrerinnenseminars, die unter Leitung von Dr. Haselbach die Feier durch ihren Chor umrahmten. Er warf einen Blick auf das Werden und die Organisation der

mit den technischen Problemen auseinandergesetzt hat. Man spürt in diesem Neubau, der bei aller einwandfreien Sachlichkeit und sympathischen Einfachheit etwas so Frohmütiges in seiner Inneneinrichtung zeigt, daß hier Frauengeist mit am Werke war, das Anmutige mit dem Praktischen verbindend.

Regierungsrat Dr. E. Vaterlaus überbringt die besten Wünsche und Grüße des Regierungsrates. Als Präsident der Aufsichtskommission des Arbeitslehrerinnenseminars weiß er, daß dessen Wünsche nun erfüllt sind. Er dankt all denen, die an dem schönen Bau mitgearbeitet haben, wünschend, daß der gute Geist froher Kameradschaft, der die beiden Schulen vereint, sich zum Wohle unserer weiblichen Jugend auswirke. Es folgte in anmutigen Versen des Französischlehrers Fritz die symbolische *Schlüsseliübergabe* der Schülerinnen an den Direktor unseres Erziehungswesens, der den mächtigen Schlüssel an Fr. Hettig als der eigentlichen Hausmeisterin weitergibt.

Nun steht den Gästen das Haus zur Besichtigung frei: das dritte und vierte Stockwerk des Neubaus, in dem das Arbeitslehrerinnenseminar als Mieterin der Frauenfachschule wohnt, der schön renovierte Altbau, in dem die Frauenfachschule sich nun allein und ungestört ausbreiten kann, und der niedrige, beide verbindende Zwischentrakt, in dessen hellem und so fröhlichem Aufenthaltsraum für Schülerinnen des Arbeitslehrerinnenseminars ein kaltes Buffet die Gäste erwartet. Im Altbau sahen wir neben einer Ausstellung eigener Kreationen der Schule vier Ateliers im Betrieb; da wurden Kostüme und Mäntel, dort Wäsche geschneidert. Vom Baumwollhemd bis zum elegantesten Seidendessous, und von der Hausrack zum Abendkleid gehen die Kundenaufträge in diesen Ateliers, die im besonderen auch Trachten, Schwesternkleider usw. entwerfen und ausführen. Wir sahen in einem Kursraum die jungen Mädchen der Laienurse arbeiten, sind doch gerade diese Kurse für den Hausbedarf sehr begehrt, die jährlich von 500 bis 600 Frauen und Töchtern besucht werden. In den herrlich und luftigen Schulräumen des Neubaus geht der Blick weit über Dächer und Bäume und See bis zu den hohen Bergen. Hier wird nun die zürcherische Arbeitslehrerin in einer Ausbildung geschult, die, anschließend an die dritte Sekundarklasse, fünf Jahre dauert, von denen drei in den Sonderklassen der Frauenfachschule oder der Berufsschule Winterthur absolviert werden können. Im Webraum an den Handwebstühlen werfen geschickte Hände die Schifflein durch Garn- und Wollenzettel, im Materialraum schließt man neugierig die vielen Schränke auf — es ist erlaubt! — und freut sich an deren durchweg sinnvoller und praktischer Einteilung.

Weit hinter uns liegen die Zeiten, da junge, kaum der Schule entwachsene Mädchen während ihrer Lehrzeit durch unvorstellbare Arbeits- und Raumverhältnisse gesundheitlich geschädigt wurden und Nationalrat Schächli mit allen Kräften für die Gründung der Schule kämpfen mußte. An praktischen Tischen in hellen Räumen beugen sich heute junge Köpfe über Arbeiten, deren schönste Exemplare man in den Vitrinen der Klassenzimmer bewundern kann. Die „Büetzgottie“ von einst wird hier zur gut ausgebildeten zürcherischen Arbeitslehrerin.

Das neue Bootshaus der städtischen Seepolizei

ps. In Anwesenheit von Regierungsrat Meier-

herzigen Humor als 'Evangelium als die Anrede Gottes selbst zu verstehen und nicht nur als eine Weltanschauung unter vielen.

Aber nun wird ja nach den politischen Konsequenzen seines Wirkens gefragt. Es sei von vornherein festgehalten, daß ich persönlich die Stellung zum Kommunismus auch gerne klarer, eindeutiger gesehen hätte, als es manchmal bei Karl Barth zu lesen war. Es ist aber nicht richtig, daß man eine solche eindeutige Ablehnung bei ihm überhaupt nicht hören konnte. Er schreibt schon 1948: „Wer eine politische Absage an dessen (des Kommunismus) System und Methoden auch von mir haben will, kann sie sofort haben. Aber eben: billig zu geben, billig zu haben! Wen kostet es denn auch nur das Geringste, ... zu diesem Augustfeuer nun eben auch noch ein Scheit beizutragen.“ Und er schreibt 1950: „Und nun ist das heutige Rußland bestimmt nicht die Friedensmacht, als die es sich ausgibt... Sicher ist, daß Rußland sofort nach Kriegsschluß seinerseits eine drohende Haltung einzunehmen begonnen hat. Es ist zuerst zu einer Blockbildung und zu wunderlichen Abgrenzungen geschritten. Die Unruhe im Blick auf einen weiteren Krieg ging von seinen Verhaltensweisen aus: nicht zuletzt von dem immer aggressiven Charakter seiner Propaganda... Es fällt mir erst recht nicht ein, es nicht gutzuheißen, wenn die Schweiz ihre bescheidenen Abwehrmittel auf diese Perspektive hin aufs Neue instandsetzt und in Ordnung bringt.“ Und nicht weniger eindeutig hat Martin Niemöller 1952 erklärt: „Zwischen Ost und West bestehen Unterschiede, die in der Tat riesig sind. Im Westen genießen wir Freiheit und Sicherheit. Doch wie können wir beim Osten von Freiheit und Sicherheit sprechen, wo doch Zwang und Angst herrschen?“

Karl Barth selbst hat immer wieder erklärt, warum er im Ton anders gegen den Kommunismus spreche als damals in Deutschland gegen den Nationalsozialismus. Das deutsche Volk stand damals in größter Gefahr, diesem zu verfallen; das Schweizer Volk ist bis auf verschwindend kleine Außengruppen in der Ablehnung des östlichen Kommunismus einig. Soll der Dienst der Kirche darin bestehen, auch noch zu sagen, was andere in einer Klarheit, für die sie nur von Herzen dankbar sein kann, schon deutlich genug sagen? Sie müßte es ja notwendigerweise mit weniger politischer Erfahrung und Einsicht sagen, als es der eigentliche Politiker tun kann. Nun, es ließe sich auch darüber reden. Man könnte sich fragen, ob das nicht ein allzu optimistisches Bild unserer Situation sei und ob man nicht mindestens für spätere Zeiten vorbauen müßte. Man könnte sich fragen, ob es nicht sinnvoll sei, wenn diejenigen, die schwere politische Verantwortung tragen, auch von den Gliedern der Kirche immer wieder hören dürften, daß sie als Bürger unseres Landes froh und dankbar seien für ein Leben in der Freiheit der Demokratie. Man könnte sich endlich auch fragen, ob wir nicht mit jedem Wort, das wir hier sagen, zugleich über die Grenzen hinüber in andere Verhältnisse hineinreden. Das alles würde ich auch zu bedenken geben. Dennoch könnte ich das Argument Barths nicht für unrichtig ansehen. Die Situation in Basel und Zürich 1953 ist eine andere als die in Bonn vor zwanzig Jahren, wo es wirklich etwas kostete, das Nein zu sagen, das die ändern nicht mehr sagten.

Der Kreis um Martin Niemöller (oder er selbst?) hat einmal das Bild vom Samariterdienst der Kirche zwischen den Fronten geprägt. Gefährlich wäre dies, wenn es besagen wollte, daß die Kirche sich desinteressierte an den Fragen, um die da gekämpft wird. Aber das besagt es ja gar nicht. Samariterdienst tut man ja als Angehöriger dieser oder jener Armee. Aber man tut ihn so, daß man den verwundeten Menschen sucht, ohne nach seiner Uniform zu fragen. Es ist ein gefährlicher Dienst, bei dem man von beiden Fronten her beschossen werden kann. Aber es ist ein guter Dienst. Warum sind denn diejenigen, die schon unter dem Nationalsozialismus standen, ohne unzufallen, und die heute wiederum stehen, zu einem großen Teil solche, die von Karl Barth herkommen? Soweit ich Einblick habe, fragen gerade sie heute nach nichts so dringlich wie nach Karl Barths Werken, weil sie darin die Kraft zum Widerstand finden. Und ist es denn nicht richtig, wenn die Kirche im Westen weniger das Nein zu falschen Systemen betont (solange das so erfreulich klar in unserer ganzen Presse zu lesen ist!) als den Aufruf zu positiver sozialer Leistung? Ist es nicht richtig, auch einmal einen Brief in der — vielleicht sehr fraglichen — Sprache des Empfängers zu schreiben, wenn man weiß, daß das Schicksal von Menschen, die man kennt und liebt, daran hängt, daß der Brief recht gelesen wird? Ist es nichts, wenn es Niemöller gelungen ist, einige hundert Kriegsgefangene freizubekommen? Es hat mir ein Mann in führender Stellung im Osten gesagt, wir könnten uns überhaupt nicht vorstellen, was das für sie bedeuten hätte, wenn Westdeutsch-

den keine eine ganze Reihe von Theologen, die gerade bei ihm gelernt haben, daß der Christ auch seine Verantwortung als Staatsbürger ganz ernst zu nehmen hat. Sollte sich das mit einem Schlag geändert haben?

Aber es ist ja so, daß gerade Barth und Niemöller ihre politische Aktivität vorgeworfen wird. Wiederum kenne ich kaum jemanden, der so intensiv

dem Aufruf zum Tun des Bösen, zu positiver sozialer Arbeit im eigenen Land liegt, und daß der konkrete Mensch stärker im Blickfeld steht als politische Theorien, das scheint mir nicht unevangelisch und für ein gutes Gespräch mit dem Politiker, dem es doch ebenso um den konkreten Menschen geht, kein schlechtes Fundament zu sein.

Prof. Eduard Schweizer

Lokale Chronik

Kleiner Kommentar

Sozusagen hinter meinem eigenen Rücken bin ich eine Finanzmacht. Der Geldbriefträger bringt mir als Honorar für ein Feuilleton 13 Fr. 50 — die Zeitung, die solches sendet, sei diskret nicht genannt — und schüttelt mitleidig den Kopf, aber in meiner Post findet sich fast allmonatlich die Aufforderung, diese oder jene Anleihe zu zeichnen.

Es ist eine Bank, die sich nicht davon abbringen lassen will, in mir einen Kapitalisten zu sehen. Sie muß von meiner Mitwirkung große Dinge für den Kapitalmarkt erhoffen. Braucht Belgien eine Anleihe, so wendet man sich an mich; das Maggiawerk wird eines Tages seine Arbeiten einstellen müssen, wenn ich meine 13 Fr. 50 nicht dreiprozentig dafür herbeigebe, daß Wasser in Kraft verwandelt wird; kein Kanton, der nicht auf mich angewiesen wäre, kein europäisches Land, das nicht meine Hilfe brauchte; selbst in andere Kontinente ist die Nachricht gedrungen, daß man an meine Safetüre klopfen muß, wenn man Geld benötigt. War es Südafrika, das vor einiger Zeit jene Großbank an mich schreiben ließ? Oder war es der Kongostaat, dessen Uranproduktion sogar eine Verzinsung von vier Prozent erlaubt?

Ein seltsames Gefühl, Kapitalist zu sein — oder vielmehr wieder geworden zu sein, denn aus der Ferne längst vergangener Zeiten schimmert noch — hold wie das meiste Unmoralische — die Erinnerung an ein arbeitsloses Einkommen durch meine Träume. Man kann es sich nicht mehr leisten, den Handelsteil der Zeitung zu überspringen, nein, man muß die Wirtschaft jedes Kantons, die Politik jedes Staates verfolgen, besorgt den Kopf schütteln, wenn die Regierungen meine 13 Fr. 50 leichtfertig vergeuden, wohlgefällig schmunzeln, wenn der Staatshaushalt einen unerwarteten Ueberschuß ergibt — ein ziemlich seltenes Erlebnis im Dasein des Kapitalisten.

O Bank, die du dir gestattest, mir „mitfolgend“ und somit in mäßig gutem Deutsch einen Zeichnungsschein zu überreichen, laß ab von mir! Gerade die Tatsache, daß du nicht müde wirst, einen Schriftsteller, der auch im Telefonbuch als solcher hinreichend charakterisiert ist, für einen unwürdigen Kapitalisten zu halten, läßt mich lächeln. Du weckst, wie Dido bei Aeneas, in der Brust des einstigen Nutznießers eines arbeitslosen Einkommens der alten Wunde unennbar schmerzliches Gefühl. Wie gern würde ich jeden dieser Zeichnungsscheine ausfüllen, wie gern Holland, Belgien, dem Kongo und den Maggiawerken mit je einer halben Million unter die Arme greifen!

Aber in keinem Leitfaden der Nationalökonomie findet sich die Anweisung, wie man das mit Honoraren von 13 Fr. 50 anfangen soll.

N. O. Scarpi

Die Einweihungsfeier der Frauenfachschule

S. O. Fahngeschmückt erwartete das „Haus zum Kreuz“, der Neubau der Schweizerischen Frauenfachschule am Kreuzplatz, am Freitagnachmittag zur Einweihung seine Gäste, die im großen, luftigen Turnsaal sich versammelten. Dr. E. Zaugg, als Präsident der Aufsichtskommission der Frauenfachschule, begrüßte die Vertreter der städtischen und kantonalen Behörden, der Berufsschulen und Frauenverbände, die Architekten, die Bauleitung und die Schülerinnen des Arbeitslehrerinnenseminars, die unter Leitung von Dr. Haselbach die Feier durch ihren Chor umrahmten. Er warf einen Blick auf das Werden und die Organisation der Frauenfachschule, wie sie unsere Beilage „Die Schweizerische Frauenfachschule“ (vgl. Nr. 1300 der „NZZ“) dem Leser vermittelt hat. Das kleine Haus, das um 1650 hier in Reben und Wiesen lag, hieß „Beim Kreuz in Riesbach“; um 1770 trug ein größerer Landsitz an seiner Stelle den Namen Kreuzhof und wurde ein Jahrhundert später in jene Villa Viktoria umgebaut, welche die Schweizerische Frauenfachschule 1896 erwarb, um auf dem dazugehörigen Areal ihr Schulhaus zu errichten, da der Wollenhof an der Schipfe, das erste Schullokal, ungenügend geworden war. Und heute nun erhebt auf dem gleichen Boden sich jung und stolz der Neubau, der in einjähriger Bauzeit mit einem Kostenaufwand von 2½ Millionen Franken erstellt wurde.

Die Aufsichtskommission ist stolz und glücklich, daß sowohl der Neubau wie die Renovierung des Altbaues aus eigenen Mitteln und ohne die öffentliche Hand anzufragen, finanziert werden konnte. Daß der Bau im großen wie auch in all seinen Einzelheiten so wohl gelungen und absolut zweckentsprechend dasteht, ist das Verdienst der Architekten *Begert und Goldschmid* und ihrer Helfer, dann aber auch dasjenige der Direktorin der Frauenfachschule, *Dr. Susanne Preiswerk*, die, zusammen mit der Leiterin des Arbeitslehrerinnenseminars, *Frl. Hettich*, sich gründlich und elegant

mit den technischen Problemen auseinandergesetzt hat. Man spürt in diesem Neubau, der bei aller einwandfreien Sachlichkeit und sympathischen Einfachheit etwas so Frohmütiges in seiner Inneneinrichtung zeigt, daß hier Frauengeist mit am Werke war, das Anmutige mit dem Praktischen verbindend.

Regierungsrat *Dr. E. Vaterlaus* überbringt die besten Wünsche und Grüße des Regierungsrates. Als Präsident der Aufsichtskommission des Arbeitslehrerinnenseminars weiß er, daß dessen Wünsche nun erfüllt sind. Er dankt all denen, die an dem schönen Bau mitgearbeitet haben, wünschend, daß der gute Geist froher Kameradschaft, der die beiden Schulen vereint, sich zum Wohle unserer weiblichen Jugend auswirke. Es folgte in anmutigen Versen des Französischlehrers *Fritz* die symbolische Schlüsselübergabe der Schülerinnen an den Direktor unserer Erziehungswesens, der den mächtigen Schlüssel an *Frl. Hettich* als der eigentlichen Hausmeisterin weitergibt.

Nun steht den Gästen das Haus zur Besichtigung frei: das dritte und vierte Stockwerk des Neubaus, in dem das Arbeitslehrerinnenseminar als Mieterin der Frauenfachschule wohnt, der schön renovierte Altbau, in dem die Frauenfachschule sich nun allein und ungestört ausbreiten kann, und der niedrige, beide verbindende Zwischentrakt, in dessen hellem und so fröhlichem Aufenthaltsraum für Schülerinnen des Arbeitslehrerinnenseminars ein kaltes Buffet die Gäste erwartet. Im Altbau sahen wir neben einer Ausstellung eigener Kreationen der Schule vier Ateliers im Betrieb; da wurden Kostüme und Mäntel, dort Wäsche geschneidert. Vom Baumwollhemd bis zum elegantesten Seidendessous, und von der Haustracht zum Abendkleid gehen die Kundenaufträge in diesen Ateliers, die im besonderen auch Trachten, Schwesternkleider usw. entwerfen und ausführen. Wir sahen in einem Kursraum die jungen Mädchen der Laienurse arbeiten, sind doch gerade diese Kurse für den Hausbedarf sehr begehrt, die jährlich von 500 bis 600 Frauen und Töchtern besucht werden. In den herrlich und luftigen Schulräumen des Neubaus geht der Blick weit über Dächer und Bäume und See bis zu den hohen Bergen. Hier wird nun die zürcherische Arbeitslehrerin in einer Ausbildung geschult, die anschließend an die dritte Sekundarklasse, fünf Jahre dauert, von denen drei in den Sonderklassen der Frauenfachschule oder der Berufsschule Winterthur absolviert werden können. Im Webraum an den Handwebstühlen werfen geschickte Hände die Schifflin durch Garn- und Wollenzettel, im Materialraum schließt man neugierig die vielen Schränke auf — es ist erlaubt! — und freut sich an deren durchweg sinnvoller und praktischer Einteilung.

Weit hinter uns liegen die Zeiten, da junge, kaum der Schule entwachsene Mädchen während ihrer Lehrzeit durch unvorstellbare Arbeits- und Raumverhältnisse gesundheitlich geschädigt wurden und Nationalrat Schäppi mit allen Kräften für die Gründung der Schule kämpfen mußte. An praktischen Tischen in hellen Räumen beugen sich heute junge Köpfe über Arbeiten, deren schönste Exemplare man in den Vitrinen der Klassenzimmer bewundern kann. Die „Blützgotte“ von einst wird hier zur gut ausgebildeten zürcherischen Arbeitslehrerin.

Das neue Bootshaus der städtischen Seepolizei

ps. In Anwesenheit von Regierungsrat Meierhans, Statthalter Dürst und der Stadträte Sieber und Holenstein ist vor einigen Tagen das neue Bootshaus der Stadtpolizei dem Betrieb übergeben worden. Stadtrat *Oetiker* erinnerte in seiner Begrüßungsansprache an die Hindernisse, die dem Bau im Wege gestanden sind. Die Opposition gegen das erste Projekt richtete sich zwar nicht gegen den Bau als solchen. Es blieb von Anfang an unbestritten, daß die städtische Seepolizei ein Bootshaus benötigte, das ihr die Ueberwachung des unteren Seebeckens ermöglichen würde. Die bisherigen Lokalitäten hinter der Frauenbadanstalt Enge genügten längst nicht mehr, weil einmal nicht mehr alle Boote darin eingestellt werden konnten und weil außerdem von jenem Standort aus die Sicht auf den See verdeckt ist. Dagegen gingen die Meinungen bei der Wahl des Bauortes stark auseinander; vor allem wehrten sich die Kreise des Natur- und Heimatschutzes dagegen, daß das neue Polizeihaus vor den Anlagen am unteren Ende des linken Seeufers errichtet werden sollte. Auch das zweite, jetzt verwirklichte Projekt stieß auf Widerstand, da diesmal die Nachbarn gegen den Bau Einspruch erhoben. Der fertiggestellte Bau zwischen den Bootshäusern des Polytechniker-Ruderclubs und des Seeclubs hat nun dank dem architektonischen Können von *Karl Higi* eine Gestaltung erfahren, die kaum mehr Widerstand hervorrufen wird. Der Architekt hat sich zu einer sauberen, zweckdienlichen Lösung